

geprägten, dabei erst rund 20 Jahre alten Stadt brachte nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ beachtliche architektonische Leistungen hervor. Die Stadtentwicklungsplanung unter Oberbürgermeister Ingo Lang von Langen, mehrere Siedlungsprojekte, ein neues Rathaus und ein Krematorium mit stadtbildbeherrschender Wirkung wurden gleichwohl bisher weder in der lokalhistorischen noch in der architekturgeschichtlichen Forschung angemessen gewürdigt.

Drei aufeinander aufbauende Ebenen machen den gut 90 Seiten starken Band wertvoll: Zahlreiche Abbildungen stellen erstens die Bauten selbst in zeitgenössischen und aktuellen Ansichten vor, ergänzt um weiteres Material wie Pläne, Archivalien und Dokumentationen von späteren Zuständen.

Dem Autor, Mitarbeiter beim Landesamt für Denkmalpflege, geht es zweitens darum, die vor Ort gefundenen Lösungen stil- und architekturgeschichtlich in größere Zusammenhänge einzuordnen. Die Bezüge reichen dabei von der Wiederbelebung der Gotik im 19. Jahrhundert über Expressionismus und Heimatstil bis zum Funktionalismus im Werkbund und der Neuen Sachlichkeit. Auch Bewertungen der Denkmalqualitäten fehlen nicht, wie z.B. zum Krematorium: «Trauerhalle und Nebenräume sind mit ihrer wandfesten Ausstattung samt Zubehör in einem historischen Zustand erhalten, der in dieser Authentizität äußerst selten ist.»

Drittens ist es Cremers Anliegen, die in Schwenningen verwirklichten Bauten in ihren sozialen und gesellschaftlichen Funktionen zu erfassen. Er ordnet sie in zeitgenössische stadtsoziologische und städtebauliche Konzepte ein und macht sie als «Zeugnisse für das Demokratieverständnis der Weimarer Republik» fruchtbar. Da es aufgrund der ständigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krisen dieser ersten Republik auf deutschem Boden andernorts oft an realisierten aussagekräftigen Projekten mangelt, kommt den Schwenninger Baudenkmalen besonders unter dieser Perspektive einige Bedeutung zu.

Die vom Motto «Sozialreform statt Sozialrevolution» beeinflussten Ar-

beiterwohnungsbauprojekte des Schwenninger Stadtbaurats Ernst Möbs waren nicht nur durch kosten-senkende Typisierungen und die Verwendung billiger Materialien bestimmt. Sie konnten ihre gesellschaftspolitische Wirkung nur entfalten, weil ein hoher gestalterischer Anspruch an die «gute Gesamtform» hinzukam. Entsprechend lautet dazu das Fazit Cremers: «Salinenfeld, Sauerwasen und Hammerstatt sind Siedlungen, mit deren Architektur 'volks-erzieherische Ziele' durch ästhetische und raumkünstlerische Qualitäten im Sinne der Werkbundideen und in der Nachfolge Schmitthenners angestrebt wurden.»

Das Kapitel zum 1926 bis 1928 vom damals deutschlandweit renommierten Stuttgarter Architekten Hans Herkommer errichteten Rathaus beginnt mit einem kurzen Abriss über die allgemeine Geschichte dieses Bautyps. Die ausführliche Baubeschreibung zeigt auf, dass Herkommer eigentlich alle Repräsentationsformen historischer Rathausarchitektur in reduzierter Gestalt in Schwenningen anwesend machte. Cremer beurteilt dies eher kunsthistorisch und nicht so sehr in Bezug auf das in den Baudetails zum Ausdruck kommende Demokratieverständnis: «Der Expressionismus ist hier im Sinne des Werkbundgedankens in einer guten sachlichen Form, die antihistoristisch aber traditionalistisch ist, gebändigt.»

Auch bei der Vorstellung des Krematoriums nimmt die architekturgeschichtliche Einordnung von dessen expressionistisch neu interpretierter gotischer Formensprache breiten Raum ein. Cremer belegt, dass der Architekt und Schwenninger Stadtbaurat Julius Feucht eigenständigen Vorstellungen folgte und nicht als Epigone Hans Herkommers zu beurteilen ist. Zugleich gelingt es dem Autor, die monumentale, stadtbildbeherrschende Wirkung des auf einer Anhöhe vor dem Hochwald liegenden Gebäudes, die er «fast als einen stadtgestalterischen Geniestreich» bezeichnet, als eine gesellschaftlich relevante Aussage zu präzisieren: Sie bewirkt die Metamorphose des ursprünglich für Herrscherpersönlichkeiten entwickelten Bautyps des

Mausoleums zu einem Totenmonument nach dem Gleichheitsgrundsatz der demokratischen Gesellschaft.

Die Lektüre vermittelt viele Anregungen zum Verhältnis von Architektur und Gesellschaft. Deshalb nimmt man den in der Zusammenfassung formulierten Ausblick, «die ambitionierte Stadtentwicklungsplanung der 1920er Jahre» sei seither «nicht mehr auf dem gleichen städtebaulichen Niveau fortgesetzt» worden, mit einiger Wehmut zur Kenntnis.

Michael Hütt

Tobias Engelsing

Das jüdische Konstanz.

Blütezeit und Vernichtung.

Südverlag Konstanz 2015. 272 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Hardcover € 19,90. ISBN 978-3-87800-072-3



In Konstanz, ehemals Bischofs- und Freie Reichsstadt, gab es im Mittelalter eine große Jüdische Gemeinde, die in einer Steuerliste 1241 erstmals erwähnt wird.

Wie vielerorts wurde sie im Zusammenhang mit den Pogromen von 1348/49 vernichtet. Die Quellen berichten, dass damals 300 Konstanzer Juden verbrannt wurden. Eine Jahrzehnte später wieder etablierte Gemeinde wurde 1448 erneut, 1537 endgültig, ausgewiesen und vertrieben. Erst im 19. Jahrhundert kam es zu einer erneuten Ansiedlung von Juden in der Stadt. Gegen Ende des Jahrhunderts zählte die neue Gemeinde 528 Mitglieder, was etwa 2,5 Prozent der Stadtbevölkerung gleichkam. Ausgrenzung, Verfolgung und Vertreibung, Deportation und Ermordung in den Konzentrationslagern beendeten deren Existenz in der NS-Zeit. Nach dem 2. Weltkrieg entstand die jetzige Gemeinde, die nach 1990 durch die sogenannten Kontingentflüchtlinge einen größeren Zuzug erlebte.

Die Geschichte der Juden in Konstanz ist relativ gut erforscht. Bereits 1971 schuf die Dokumentation zum 19. und 20. Jahrhundert von Erich

Bloch, die 1996 eine dritte Auflage erfuhr, eine gute Grundlage. 1999 konnte Walter Rügert im Auftrag der Stadt eine ergänzende Dokumentation vom Mittelalter bis zur Neuzeit vorlegen. In den letzten Jahren waren es vor allem Publikationen von Hans-Hermann Seiffert und Erhard Roy Wiehn, die den Blick auf die NS-Zeit richteten.

Der vorliegende neueste Band begleitet die gleichnamige Ausstellung des Rosengartenmuseums im Konstanzer Kulturzentrum am Münster, die bis zum Ende dieses Jahres zu sehen ist. Zwar bringt er nicht viel Neues, doch beinhaltet er eine sehr empfehlenswerte, anschauliche und gut lesbare Zusammenfassung der Geschichte der Konstanzer Juden im 19. und 20. Jahrhundert. Gegliedert ist der Katalog in drei Zeitabschnitte. Der erste wird von einer Schilderung über die allgemeine Lage der Juden in Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeleitet und umfasst die Zeit von der rechtlichen Gleichstellung der Juden 1847/1862 bis zum Ende der Weimarer Republik. Gezeigt wird – auch an Hand konkreter Einzelbiografien –, wie sich die jüdische Gemeinde in Konstanz durch den Zuzug aus den benachbarten Dörfern etablierte und entwickelte. Deutlich wird dabei, wie schwierig anfänglich die Durchsetzung der Emanzipation war, wie sehr traditioneller Antisemitismus diesen Prozess belastete, dass dann aber doch zwischen Assimilation und Selbstbehauptung mehr als nur eine Integration gelang. Jüdische Bürger förderten und prägten die rasante Entwicklung der verschlafenen Stadt hin zur Moderne, was man heute noch an verschiedenen Straßenzügen ablesen kann. Sie bestimmten ganz wesentlich die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt mit. 1912 verzeichnete der Konstanzer «Adress-Kalender» 76 jüdische Unternehmer, die als Händler, Architekten, Ärzte, Rechtsanwälte, Viehhändler und Metzger ihr Brot verdienten. Juden engagierten sich in Sport und Kulturvereinen, bei der Feuerwehr und in der Kommunalpolitik. Deutschnational meldeten sich Juden wie Christen als Freiwillige im Ersten Weltkrieg.

Doch auch in Konstanz markierte die «Judenzählung» im Heer 1916 einen latent vorhandenen Antisemitismus.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit der NS-Zeit. Aufgegriffen und mit Beispielen belegt werden die Themen «Geschäftsboykotte und Badeverbot 1933», die Arierisierung («der große Raub»), die Emigration (wer konnte, ging fort), die Zerstörung der Synagoge in der Reichspogromnacht 1938, das Schweigen der Kirchen, die Deportation der letzten Juden 1940 in «die Hölle von Gurs». Ein eigener Beitrag beschreibt die flüchtlingsfeindliche Abwehrhaltung der benachbarten Schweiz, die sich mit einem drei Meter hohen, stacheldrahtbewehrten Zaun gegen «Eindringlinge schützte». Beispiele bezeugen allerdings auch, wie christliche Fluchthelfer, «Judenschlepper», Konstanzer Juden über die Grenze und in Sicherheit brachten.

Der dritte und letzte Teil des Katalogs thematisiert das jüdische Leben in Konstanz nach 1945, berichtet vom Neubeginn, von der «Wiedergutmachung», vom Umgang mit den NS-Tätern und der Erinnerung an die Gräueltaten der NS-Zeit. Eine Namensliste der deportierten Bürger und ein Literaturverzeichnis runden den Band ab. *Wilfried Setzler*

*Kulturell-politischer Club
Kuckucksei e.V. Nürtingen (Hrsg.)*

Die ersten 10 «wilden» Jahre 1970–1980.

Selbstverlag Nürtingen 2015. 204 Seiten mit ca. 520 Abbildungen. Gebunden € 25,50 (zzgl. Versand). Der Band ist zu beziehen über: www.kuckuckseibuch.de, schreiber services, 64342 Seeheim

Das anzuzeigende Buch über das erste Jahrzehnt des Nürtinger «Club Kuckucksei» weist von vielen Genres einladende Facetten auf: Es lässt sich schwelgend durchblättern wie ein Foto- oder Erinnerungsalbum, holt bewegende Ereignisse von einst in Erinnerung und ordnet penibel Informationen wie eine Vereinschronik oder liest sich über viele Passagen hinweg auch ein wenig wie ein Heimatbuch. Mit informativ-anschaulicher Heimatgeschichte haben die von

einem Kollektiv aus fast 30 Autoren und Autorinnen zusammengetragenen Texte, Bilder und Quellen denn auch durchaus was zu tun! Bei der Geschichte der von der Nach-1968er-Generation vor allem in Klein- und Mittelstädten initiierten Jugend- und Kulturzentren handelte es sich schließlich auch um Versuche einer anderen, selbstbestimmteren Beheimatung in einer bis dato weitgehend konservativ geprägten Nah- und Alltagswelt, die längst nicht mehr mit den Bedürfnissen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen korrespondierte. Nach dem restaurativen Klima der 1950er-Jahre und dem technokratischen Fortschrittsoptimismus der 1960er-Jahre waren damals die Zwänge einer autoritären Wertewelt schließlich noch alltäglich spürbar – in Schule, Ausbildung und Familie genauso wie in den lokalen Öffentlichkeiten. Man muss sich dies vergegenwärtigen: Es war eine Zeit, da noch über die Abschaffung der Prügelstrafe in Schule und Berufsausbildung diskutiert werden musste und Frauen für ihre Berufstätigkeit das Placet ihrer Ehemänner benötigten!

Die Fotos lümmelnder Langmähen und streikender Schüler aus den 1970er-Jahren offenbaren unmissverständlich: Hier besaßen die Ansprüche auf Anderssein, Selbstbestimmung und Individualität noch nachhaltige subversive Energien. Tatsächlich sollte das Engagement des Clubs nach seiner Gründung im Herbst 1970 sowohl lebensweltlich wie im öffentlichen Raum in den folgenden Jahren einiges verändern und in Bewegung bringen. Die einzuschlagende Richtung war gleichermaßen offen wie umstritten und changierte irgendwo zwischen politischen Ansprüchen, Protest- und Jugendkultur und Sehnsucht nach hemmungsloser Individualität. In jedem Fall freilich konstituierte sich die lokale Szene in gemeinsamer Opposition gegen ein verknöchert erscheinendes Establishment: «Gegen kulturell politisches Einerlei», hieß es entschlossen auf einem Slogan, der im ersten Kuckucksei-Jahrzehnt allerorten präsent sein sollte. Die Aufbruch-Euphorie im Nürtinger Kuckucksei war da